Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 4 (1894)
Heft: 4

Artikel: Die schriftlichen Arbeiten auf der Stufe der obern Primarschule
Autor: Kuoni, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-789276

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die schriftlichen Arbeiten auf der Stufe der obern Primarschule.

Von J. Kuoni, St. Gallen.

Den schriftlichen Arbeiten, oder kurz gesagt, dem Aufsatz misst man auf der Stufe der Primarschule allerorten eine gar grosse Bedeutung zu. Als zu erstrebendes Ziel wird kurz und gut angegeben: „Der Schüler soll befähigt werden, seine eigenen Gedanken korrekt zu Papier zu bringen.“ Dass der Schüler eigentlich nicht viel eigene Gedanken hat, wenigstens solche, die sich anständig und korrekt zu Papier bringen lassen, wird allerdings sogleich willig zugestanden; aber dafür sei der Lehrer da, dass er im Kinde solche Gedanken wecke und pflanze, dass er die ethischen Ergebnisse des ganzen Unterrichtes, die Gegenstände der Natur und Geschehnisse des Lebens im Kinde zu solchen eigenen Anschauungen und Gedanken ausgestalten, damit es über dieselben auch schriftlich Rechenschaft zu geben wisse. So ist die Aufgabe des Lehrers klar gelegt, und es lässt sich dagegen nicht viel einwenden; das ungefähr wird's sein, soviel und so wenig es heisst; gesagt ist es wohl schön, aber die Ausführung ist schwer.

Stehst du seit einigen Dezennien im Amt, so ist dir wohl auch schon wiederholt die Aufgabe geworden, jungen Kollegen als vertrauter Berater auf diese und jene Frage Antwort zu stehen. Da hast du Gelegenheit, zu sehen, dass sie sich in keinen Zweig ihrer allgemeinen Aufgabe so schwer und so mühsam hineinleben wie in den Aufsatz, und du selbst wirst kaum über ein Fach so ungern und so unbestimmt Aufschluss geben wie über dieses. Die schliessliche Frage wird immer sein: „Gibt es nicht eine Mustersammlung, an die man sich unbedingt halten könnte?“ Und die Antwort wird lauten: „Ich kenne keine; aber da habe ich eine, die enthält etliches, das recht brauchbar ist, und da eine zweite, die schönen Übungsstoff enthält, eine dritte mit einem halben Dutzend netter Erzählungen, eine vierte mit etlichen Beschreibungen, die brauchbar sind, wenn man sie abkürzt, eine fünfte mit zwei oder drei artigen Musterbriefen, etc.“ Der junge Mann schafft sich die

Bücher auch an und atmet erleichtert auf, denn nun ist er doch einmal reichlich mit Stoff versehen. Und wie geht's nun? Er nascht heute hier, ein andermal dort; bald hat er ziemlich gut gewählt, bald schlecht; bald ist er mit der Klasse zufrieden, bald kehrt er mit ihr aus; was in den Heften steht, bildet kein Ganzes, denn es ist ohne Plan gesammelt; die vermeintlichen reichen Quellen sind auch bei weitem nicht so wasserreich, als sie zu sein schienen; der betrogene junge Mann sucht andere auf, falls er nämlich von einem redlichen Streben erfüllt ist; gehört er aber zu den Genügsamen, so tröstet er sich mit seinen Nachbarn, die ganz die gleichen Klagen führen und das vielleicht schon viele Jahre und voraussichtlich noch für recht lange Zeit.

Mir selber wenigstens ging es so; ich schulmeisterte eine grosse Reihe von Jahren drauflos und gab mir keine Mühe, dieses Fach so recht in meine eigene Hand zu bekommen; ich liess mich vom Zufall leiten, wählte, was mir eben in die Hände kam, also meist schlecht, und diesem Umstand entsprach das Resultat und meine innere Befriedigung.

Im Frühjahr 1885 nahm ich wieder eine neue Klasse auf (viertes Schuljahr), die ich für drei Jahre zu leiten hatte. Da nahm ich mir vor, mit derselben einen Weg zu suchen, der uns den Stoff für die schriftlichen Arbeiten zuführen könnte. Zu diesem Entschluss raffte ich mich lediglich aus — Bequemlichkeitsgründen auf; ich dachte nämlich, was ich so in drei Jahren schaffe, das hätte ich dann für alle Zeiten und brauchte also dann nicht mehr weiter mit jedem Morgen meine Aufgabensammlungen nach etwas Brauchbarem zu durchstöbern. Das erwies sich nun allerdings als eine Illusion, die sich bis heute nicht erfüllt hat, was ich übrigens nicht beklage.

Ich nahm zunächst Fäschs „Deutsches Übungsbuch", (Huber & Cie., St. Gallen) zur Hand, das heute noch eine treffliche Aufgabensammlung genannt zu werden verdient. Ich schrieb die gegebenen Wörter möglichst sorgfältig an die Wandtafel, und die Schüler schrieben die verlangten Sätze ins Heft. Das trieb ich von anfangs Mai bis Ende Juli. Wir brachten es auf 53 Übungen. Die Schüler zeigten dabei einen lobenswerten Eifer, da jede sauber, schön und fehlerlos geschriebene Arbeit mit einem „Gut" und mit einem Punkt in meinem Notizheft belohnt wurde. In bezug auf die Schrift selbst hatte ich wohl noch nie in einer Klasse so frappante Fortschritte erzielt, auch seither nicht mehr, aus Gründen, die später klar werden.

Nach den Sommerferien ging ich zu kleinen Erzählungen über. Da benutzte ich zuerst Caminada's „Aufgaben zur Übung im mündlichen und schriftlichen Sprachausdruck" (Chur), hernach

Scherr, Rüegg, Schmid u. a. m. Diese Geschichten wurden von mir vorerzählt, von den Schülern nacherzählt und dabei nach unserm Gutdünken auch etwas verändert. Dann suchten wir die Hauptgedanken heraus, die zum Verständnis dessen, was erzählt werden will, unerlässlich sind. Diese schrieb ich möglichst sorgfältig an die Wandtafel. Was wir so herausgeschält hatten, war unser Eigentum geworden; die Tafel wurde umgekehrt, und die Schüler schrieben die wenigen Sätze in ihr Heft. Zuerst waren es nur drei Sätze, bald stiegen wir auf vier und immer höher. Ob die Sätze einfach oder ob sie so oder so erweitert seien, darauf achteten wir nicht, wie ich auch keinerlei Belehrungen über den Satzbau daran knüpfte; war ein Satz für den Schüler nur durchsichtig, so war er uns recht.

Die Schülerarbeiten lauteten anfänglich wörtlich gleich; nach und nach liessen wir bei der Besprechung diesen und jenen Ausdruck als gleichwertig gelten und ich stellte es den Schülern frei, den einen oder den andern zu wählen; es zeigte sich auch bald, dass Kinder mit einem stärkeren Sprachvermögen sich da und dort getrauten, einen freien Schritt zu tun, was, wenn's irgend anging, gern gestattet wurde.

Ich lasse einige Stichproben folgen.

Die Perle.

Ein Hahn fand eines Tages auf der Strasse eine kostbare Perle. Mit Verachtung warf er sie weg. Ein Gerstenkorn wäre ihm lieber gewesen.

Ehrlichkeit.

Ein Mann verlor auf der Strasse sein schönes Messer. Der ehrliche Arnold fand es. Er gab es dem Manne zurück.

Der Bär und die Bienen.

Der Bär hätte gerne Honig genascht. Er kletterte am Bienenhäuschen hinauf und kehrte schon einen Bienenkorb um. Aber die Bienen stachen ihn jämmerlich und jagten ihn fort.

Der fleissige Knabe.

Ein Knabe sass in seinem Kämmerlein und schrieb emsig. Der Sonnenschein, der Vogel und der Apfelbaum wollten ihn hinauslocken. Aber der Knabe liess sich nicht verführen. Er arbeitete ruhig weiter und sprach: „Zuerst will ich meine Aufgabe fertig haben!“

Der lästige Gast.

Der Igel bat seinen Vetter, den Maulwurf: „Sei so gefällig und überlass mir ein Plätzchen in deiner Winterwohnung.“ — „Gerne,“ antwortete der gefällige Hausherr; „mach dir's bequem.“ Der Igel streckte alle Viere von sich und fing an laut zu schnarchen. Wo der arme Maulwurf sich hinlegte, stach er sich an den spitzigen Stacheln des lästigen Gastes.

Wir schrieben 30 solche Geschichtchen. Die Kinder sassen dabei so recht eigentlich am Modelliertisch und halfen überall mit, den Gedanken so herauszugestalten. Es regnete von Vorschlägen, wie man's sagen könne, und von Gegenbemerkungen, wie dieser und jener Ausdruck nicht gut gewählt sei, da er nicht das sage, was er sagen sollte. Ich war von diesen Übungen höchst befriedigt. Von dieser Zeit an habe ich nie mehr darüber geklagt, wie doch die Schulbücher und Mustersammlungen so wenig brauchbare Erzählungen enthielten; ich wusste nun, wie man dazu gelangen konnte.

Ermutigt durch diese günstigen Erfahrungen, wollte ich einen Schritt weiter gehen. Die Klasse war bereits an meine Hand gewöhnt und zeigte Freude an der Arbeit; ich durfte es also wohl wagen, den dieser Stufe zugeschiedenen Realstoff, speziell die Heimatkunde, durch unsere 56 Federn gehen zu lassen, wurde doch gerade in den damaligen Tagen aut und eifrig behauptet, die Realien eignen sich vorzüglich zur schriftlichen Ausarbeitung, und es sollte eigentlich nicht mehr behandelt werden, als was zugleich schriftlich durchgearbeitet werden könne; nur das könne geistiges Eigentum des Schülers werden, was er so verdaut und in seiner Weise schriftlich dargestellt habe. Freilich entschlüpfte dabei einem der eifrigsten Verteidiger dieser Idee in einer Schulvereinssitzung das aufrichtige Bekenntnis: „Der Schüler hält sich an die Worte des Lehrers und schreibt dann eben Dummheiten."

Gut, wir machten uns also an die Heimatkunde. Ich legte der Klasse absichtlich nichts Fertiges vor, alles sollte durch gemeinsame Arbeit entstehen, wobei ich mich gerne der Ausdrucksweise der Schüler anbequemte. Das auf diese Art Gewonnene wurde immer noch in seinem ganzen Umfang an die Wandtafel geschrieben und mehrmals im Chor, dann auch von einzelnen gelesen, bis es auch den schwächern Schülern eigen war. Dann wurde auswendig geschrieben. Wir gingen vom Allernächsten aus, vom Schulzimmer, beschrieben dann das Schulhaus, die übrigen Schulhäuser der Stadt, die Kirchen, das Waisenhaus, die Taubstummenanstalt, das Kantonsspital, das Zuchthaus, die Kaserne, den Friedhof, den Bahnhof, Post und Telegraph, unser Vaterhaus, die Stadt im allgemeinen; wir versäumten auch nicht, zwischen die eigentlich beschreibenden Abschnitte etwas für Herz und Gemüt einzuschalten, so bei den Wohltätigkeitsanstalten, beim Zuchthaus, sogar beim Bahnhof und bei der Kaserne. Der Beschreibung des Friedhofes z. B. folgte:

Das Begräbnis.

An einem schönen Sonntag war ich auf dem Friedhof. Da kam ein grosser Leichenzug. Zwei schwarzvermummte Pferde zogen den Leichenwagen. Darin

lag ein grosser, reichgeschmückter Sarg. Ihm folgte ein trauernder Mann. Dann kamen zwei weinende Knaben und noch viele andere Leute. Ich sah, wie man den Sarg ins Grab versenkte. Gewiss lag die Mutter der beiden Knaben darin. Darum schluchzten sie so sehr. Ich musste mit ihnen weinen. Dann ging ich still nach Hause zu meiner lieben Mutter. Gott wolle sie mir noch lange gesund erhalten!

So weit ging's noch an. Immerhin hatte ich längst bemerkt, dass die Schüler nicht mehr mit dem gleichen Interesse arbeiteten, wie bei den vorausgegangenen Geschichtchen; sie sahen sich allzusehr in die Passivität gedrängt und hatten sich doch so sehr darin gefallen, bei unseren Arbeiten selbsttätig zu sein. Hätte ich ihnen dieses zürnen, hätte ich sie darüber schelten sollen? Erhält doch jedes Sammelbild natürlicherweise sofort ein erhöhtes Interesse für uns, „wenn wir selbst auch drauf sind"; die gleiche erlaubte Eigenliebe beschleicht das Kind, wo es zu einer Klassenarbeit sein bescheidenes Teil beitragen kann. Das war aber immer weniger möglich, denn wie nahe der zu bearbeitende Stoff zu liegen scheint — er muss nicht nur inhaltlich, sondern sogar nach der Form geboten werden, und der Schüler muss sich daran festhalten — er kann nicht auffliegen.

Das wurde mir je länger je deutlicher bewusst. Nichtsdestoweniger wollte ich meinen Plan nicht aufgeben und liess noch weiter schreiben über Bodenbeschaffenheit, über das Innere des Erdbodens, über die Hügel unserer Umgebung, die Berge unseres Horizontes, über Gebäulichkeiten und Ortschaften, die Steinachschlucht, Geschichtliches, über das Wasser etc., bis eines schönen Morgens mich ein richtiger Schüttelfrost meiner besten Schülerin darüber belehrte, dass es Zeit sei, damit aufzuhören. „Was soll's denn?" fragte ich; „gefällt's euch nicht?" — „Nei, das ist nüme schö!" antwortete die ganze Klasse; „bitti, mer wänd au wieder Gschichtli schribe!" Wir hatten aus der Heimatkunde 62 Arbeiten gemacht und standen nun tief im fünften Schuljahr drin. Ich glaube, dass sich das, was wir gemacht haben, sehen lassen darf, und doch hat es weder die Schüler, noch mich selbst befriedigt. Dass man die Realien für die schriftlichen Arbeiten verwenden kann, habe ich nie bestritten; aber dass man Besseres tun kann, hat mir jene Erfahrung bewiesen, und ich hatte wirklich an diesem einen Versuch schon genug. Wer über Realien schreiben will, muss erstens genau wissen, dann muss er zweitens die technischen Ausdrücke, deren sich das Fach bedient, völlig beherrschen. Die Geographie stellt in dieser Hinsicht die grössten Anforderungen, aus der Geschichte wird wenigstens der gereiftere Schüler einzelne Partien mit Lust und Freude wiedergeben; ich möchte aber auch mit ihr keinen

Kultus treiben. Den Vorzug vor allen verdient die Natur, die mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen eine unerschöpfliche Fülle des denkbar günstigsten Stoffes für stilistische Arbeiten bietet.

Also wir schrieben wieder Geschichten. Dabei benutzten wir hauptsächlich den Stoff der Rüeggschen Lesebücher, aber alles wurde umgeformt, und wo sich Gelegenheit bot, wurde Ähnliches angereiht oder Gegensätzliches entgegengestellt. Die Fabeln wurden auf menschliche Verhältnisse übertragen. Einige Gedichte wurden in Prosa übersetzt, einige mundartliche Lesestücke in die Schriftsprache; es folgten auch noch einige Diktate nach Liessem „Erzählungen“ und endlich ein paar Examenproben, zusammen weitere 70 Arbeiten, die das Pensum der fünften Klasse abschlossen.

Die sechste hat sich hauptsächlich im Briefschreiben zu üben. Wir wollten aber auch diese Aufgabe nicht dem Zufall anheimgeben, sondern setzten gleich anfangs den roten Faden an, an den wir alles anzureihen gedachten. Eine Schülerin trat aus und zog weg. Wir stellten uns vor, sie mache nur einen einjährigen Landaufenthalt und wolle übers Jahr mit uns in die Sekundarschule eintreten. Wir wollten ihr das möglich machen, indem wir sie über unsere Schularbeit auf dem Laufenden erhalten wollten. Wir schrieben ihr also über alles, und sie antwortete uns, d. h. wir antworteten auch selber. Natürlich waren es da die täglichen Vorkommnisse, die uns überall zuerst in die Hände liefen. Daneben benutzten wir auch den realistischen Stoff, aber nicht mehr lückenlos, sondern nur gelegentlich; so machten wir eine ausführliche Beschreibung des Kantons Appenzell (Diktat), meldeten unserer Freundin die Bedeutung und die Herkunft unserer kirchlichen und bürgerlichen Feste, schrieben eine längere Arbeit über die Entstehung und einstige Bedeutung des Jahrmarktes, erzählten vom fahrenden Volk, ganz besonders aber das Leben in der Natur versah uns so reichlich mit dem prächtigsten Material, dass unsere Hände nicht zu folgen vermochten. Hatte ich früher, wie oben gesagt, meine liebe Not, für jeden Tag das Nötige zu finden, so ging es mir nun wie dem Zauberlehrling, der die gerufenen Geister kaum mehr zu beherrschen wusste. Durch mehrere Wochen beschäftigte uns z. B. das Leben der Biene. Nachdem wir dem merkwürdigen Tierchen eine ausführliche Beschreibung gewidmet (ebenfalls Diktat), schrieben wir noch über einzelne Fragen, die wir uns selbst stellten, hin und her und liessen das Bienchen zu uns selbst reden über das Glück, das es empfindet und das dem viel vollkommener ausgestatteten Menschen abzugehen scheine; wir liessen es auch, wie nachsteht, mit seinem Schöpfer reden.

Aus der Schöpfung.

Als die Biene gefragt wurde, welche Lebensart sie sich wünsche, sprach sie: „Lieber Vater, ich möchte keinem Geschöpf der Erde lästig fallen; mein Brot möchte ich durch eigener Hände Arbeit verdienen, wenn es mir auch sauer werden sollte; ohne Murren will ich vom Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang darnach ausfliegen; sage mir nur, wo ich dasselbe finden kann.“

Dieses Wort freute den liebreichen Schöpfer. Er sprach: „Dein Teil soll dir reichlich werden! Das Wenige, was du bedarfst, findest du bei den Kindern meiner Tochter Flora, in den buntfarbigen Blumen der Wiese. Es ist der süsseste Trank, den die Erde zu bieten vermag; aber süsser noch wird der Dank sein, den die Menschen dir darbringen für das, was du ihnen von deinem Überfluss schenken wirst. Du wirst der Liebling aller, der Arzt der Jungen und Alten sein, und dein Fleiss wird sprichwörtlich werden und bleiben, so lange ein Mensch die Erde bebaut. Sei also fortan allen Geschöpfen ein Vorbild des Fleisses.“

Wenn ich heute die Arbeiten jener Klasse durchgehe, ist mir fast, es sei auch eine Bienenklasse gewesen; es war wirklich die unermüdlichste von allen, die ich je geführt. Ich schrieb mit den Kindern alles auch für mich ein und besitze einzig von diesem Briefwechsel und was drum und dran hing über 10 Hefte voll.

Im Mai 1888 nahm ich wieder eine vierte Klasse auf. Die Versuchung wäre nun allerdings nahe gelegen, die alte Walze wieder aufzuziehen und mir's diesmal bequem zu machen; aber „der Mensch hofft ja immer Verbesserung“, und da ich die grammatikalischen Übungen vom Anfang meines beendeten Stufenganges für überflüssig, die Heimatkunde sogar für verfehlt hielt, heckte ich einen neuen Plan aus und wurde durch einen glücklichen Zufall unterstützt.

Die „Illustrirten Jugendblätter“ von Sutermeister und Herzog brachten in jenen Tagen eine interessante Storchengeschichte, betitelt: „Erinnerungen an einen Langbeinigen“, von Ludwig Karrer in Aarau. Der Erzähler meldet aus seinen Jugenderinnerungen, wie einst in Buchs ein junges Störchlein aus dem Nest gefallen oder eigentlich von den Eltern verstossen worden, wie es von den Dorfbewohnern dann aufgefüttert worden, ihr Genosse wurde, und wie es dann durch einen bösen Steinwurf sein Leben verlor.

Nun hatte ich, was ich wünschte. Ich verschaffte mir noch das Kehr-Pfeiffersche Bild: „Der Störche Ankunft“, und nun war ich volle 1½ Jahre mit Stoff versorgt, der sich wieder in gemeinsamer Arbeit in der Klasse dehnte und formte nach Herzenslust.

Wir gingen von der Familie aus. Jede Person auf dem Bilde erhielt einen Namen. Die Mutter spricht zu den Kindern. Der Vater,

ein Kaufmann, ist nach der Stadt gereist, um Einkäufe zu machen. Am Abend wird er heimkommen und jedem Kinde etwas Gutes mitbringen. Die Kinder werden ihm mit Jubel melden, dass die Störche angekommen. Nun tritt das Storchenleben in den Vordergrund. Die Störche brüten und verstossen dann eines ihrer Jungen, das beim Krämer Quartier erhält.

Ich muss mir versagen, die Arbeit auch nur zu skizziren. Ebenso verzichte ich darauf, eine Stichprobe zu geben. Uns hat sie viel Vergnügen gemacht, denn sie enthielt manch lustige Episode, wo wir nur eines bedauerten, nämlich, dass uns nicht auch noch ein Künstlerstift zur Verfügung stand, das Komische auch noch in ein Bild zu fassen. Unser „Hansli“, so hatten wir den Storch beim Dorfbrunnen getauft, war auch unser Liebling geworden, und als der Steinwurf geschehen war und wir das Begräbnis feierten, wobei der Vater die Abdankung im Familienkreise hielt, da war uns, als hätten wir wirklich einen lieben Freund zur ewigen Ruhe eingebettet.

Das war wohl der interessanteste Versuch, den ich in meinen Klassen je gemacht. Den Nachteil mag die Behandlung eines Sprechganzen dieser Art haben, dass das Kind doch nicht in der Weise selbsttätig ist, wie man meint; es sieht nur rückwärts, nicht vorwärts, und wenn es sich auch mit dem, was weiter folgen möchte, beschäftigen wird, vielleicht recht lebhaft sogar, so kommt's doch anders heraus, und das Kind lernt einsehen, dass es zur allmälichen Lösung des Knotens nichts beizutragen vermag.

Nachdem unser Hansli tot und begraben war, richtete ich aber das Wasser wieder auf die Mühle der Kinder. Ich trug ihnen auf, sie sollten Selbsterlebtes auf ein Blatt Papier niederschreiben und dieses mir bringen. Nun entstand ein lobenswerter Wetteifer; jedes wollte das Beste bringen. Hier zwei Proben.

Glückliche Rettung.

Eines Mittags ging ich in die Schule. Bei der roten Brücke begegnete mir ein Mädchen, das einen grossen Bernhardinerhund bei sich hatte. Das Kind spielte mit den Fingerchen. Auf einmal fiel es um. Es schrie ganz laut. Ein Fuhrwerk kam die Strasse gefahren, zum Glück aber langsam. Als der Hund die Gefahr bemerkte, packte er das Kind sorgsam an den Kleidern und brachte es auf die Seite. Nachher eilte der treue Hund noch auf den stehengebliebenen Schlitten zu und schaffte auch diesen beiseite. Das Kind steckte die Händlein in die Tasche. Der Hund zog den Schlitten die St. Jakobstrasse hinaus.

Sägmehl im Kopf.

Letzten Sommer sassen Frau Friedrich und ich auf der Gartenbank. Sie hatte den kleinen Willi auf dem Schosse. Nun kam noch der kleine August,

setzte sich auf den Boden und spielte mit den Steinchen. Willi wurde unruhig, und Frau Friedrich sprach: „Willi, sei ruhig, sonst fällst du und bekommst ein Loch in den Kopf.“ Da rief August, der auf dem Boden sass: „Nicht wahr, Mutter, dann kommt Sägmehl heraus wie bei Margaretchens Puppe?“

Diese Arbeiten wurden so, wie sie abgegeben worden, auch vorgelesen. Dann hatte die Kritik das Wort. Ist das gut erzählt? Hat sie uns alles gesagt, was wir wissen möchten? Das Fehlende wird ergänzt. Bei der „glücklichen Rettung“ z. B. sollte doch anfangs gesagt werden, dass das im Winter geschah, und dass Schnee auf der Strasse lag. Wir möchten auch wissen, wie das Mädchen hiess und wie der Hund gerufen wurde. Hast du dich denn um das Kind gar nicht angenommen? — Doch, ich habe ihm den Schnee aus den Kleidern geklopft. — So wird alles noch bereinigt und ergänzt, und dann schreibt die ganze Klasse, als ob jedes den Vorgang selbst in dieser Weise beobachtet hätte.

Damit ging das fünfte Schuljahr wieder zu Ende. Im sechsten führten wir wieder einen Briefwechsel, diesmal aber nicht einen fingirten, sondern einen wirklichen. Alles, was wir schrieben, wurde in einer Abschrift in einer Nachbarklasse abgegeben, die uns antwortete. Wir genossen dabei den Vorteil, dass wir manche Anregung erhielten, die uns sonst nicht geworden wäre, denn jede Klasse lebt ihr eigenes Leben, und jeder Lehrer regt in seiner Weise an.

Die Zettelchen mit „den eigenen Geschichten“ hatten es mir so angetan, dass ich mit der folgenden Klasse, die ich im Frühjahr 1891 aufnahm, gleich mit Selbsterlebtem den Anfang machte. Des Stoffes hatten wir immer die Fülle, und ich kam zu der Überzeugung, dass die Kinder dabei nicht nur am meisten selbsttätig sind, sondern dass sie dabei auch die mannigfaltigste Anregung finden. Auch der Lehrer selber wird beständig in Atem gehalten, da seine helfende Hand überall notwendig ist. Er muss mit seiner ganzen Seele dabei sein, was die Stunden kurz macht. Daneben waren es namentlich auch unsere Schulspaziergänge und dazu auch der Lesestoff, die uns abwechslungsweise beschäftigten. In der sechsten Klasse folgte wieder der Briefwechsel, doch nicht mit Benützung dessen, was von früheren Klassen vorlag. Gibt es auch nichts Neues unter der Sonne, so erscheint uns das Leben doch täglich in neuen Formen, und diese verlangen von uns, dass wir sie in ihrer Weise würdigen.

Auf Stichproben aus dieser Zeit verzichte ich, um nicht ungebührlich viel Raum in Anspruch zu nehmen. Ich lasse zum Schluss die Arbeiten im Zusammenhang folgen, die ich mit meiner gegenwärtigen Klasse vom Mai bis Anfang Juli 1894 gemacht. Bevor das Kind als schöpferischer

Schriftsteller die wichtigen Vorkommnisse aus seinem Leben erzählt, lasse ich es inne werden, wie ein Sprachganzes aufgebaut sein soll; ich lasse also wieder eine Anzahl von Musterbeispielen vorausgehen, die es gleichsam in seine zukünftige Aufgabe einführen sollen.

Meine Familie.

Ich heisse Hermine Osterhas. Mein Vater heisst Hans Osterhas, die Mutter Barbara Kurz. Der Vater ist Taglöhner. Ich wohne an der Blarerstrasse.

Das Wetter.

Gestern war das Wetter nicht schön. Wolken bedeckten den Himmel. Heute sind sie weg. Das freut uns. Wenn die Sonne scheint, können wir im Freien spielen.

Und heute?

Heute sind die Wolken wieder da. Der Wind hat sie über Nacht gebracht. Das hätte er sollen bleiben lassen. Wer heute ausgehen will, muss einen Regenschirm mitnehmen.

Warm und kalt.

Wenn die Sonne scheint, wird es warm oder sogar recht heiss. Dann schwitzen wir. Am liebsten sind wir dann im schattigen Wald. Bei Regenwetter wird es kühl oder kalt. Bald kann man frieren.

Zwei Bescheidene.

Auf dem Tisch des Lehrers liegen zwei Tannenzapfen. Sie sind schon mehrere Tage da und haben noch kein Wörtlein gesprochen. Sie schämen sich gewiss, bei uns zu sein. Sie müssen sich aber nicht schämen, denn sie sind die Apfel des grossen, stolzen Tannenbaumes.

Wie sie entstanden sind.

Im Frühling hat der Tannenbaum geblüht wie alle anderen Bäume. Diese Blüten waren kleine, weiche, rote Zäpfchen. Sie wurden immer grösser. Bald waren sie ausgewachsen. Im Herbst sind sie reif. Jetzt sind sie grosse, harte, braune Zapfen. Endlich sind sie heruntergefallen.

Wie sie aussehen.

Die Früchte des Apfelbaumes sind uns lieber als die Tannenzapfen. Jene kann man essen, diese aber nicht. Schön sind die Zapfen auch, denn sie haben nette Schuppen, die wie Dachziegel übereinanderliegen. Am Baum waren sie mit Harz verklebt. Jetzt sind sie offen.

Die Sämchen.

Unter jedem Schüppchen ist ein Sämchen gewesen. Als sie reif waren, hat sie der Baum ausgeschüttet, und der Wind hat sie fortgetragen. Jedes Sämchen ist ganz dünn und leicht. Doch kann daraus eine Tanne entstehen.

Das Eichhörnchen klettert auf die Tanne und beisst die Zapfen auf. Es liebt die Kerne.

Und jetzt!

Jetzt sind alle Schüppchen leer. Der Tannenzapfen trauert, dass er alle seine Kinderchen verloren hat. Er weiss nicht, was er anfangen soll. Da kommt eine arme Frau in den Wald, liest ihn auf, steckt ihn in den Sack, trägt ihn heim und wirft ihn ins Feuer.

Ein Tausch.

Bisher hatten wir eine Lehrerin. Sie heisst Fräulein Kummer. Sie war immer gar gut mit uns. Seit 14 Tagen haben wir einen Lehrer. Er heisst Herr Kuoni. Er ist sehr streng, denn er will, dass wir den ganzen Tag fleissig und aufmerksam sein sollen.

Ein Freudentag.

Letzten Dienstag gingen wir schon spazieren. Der Himmel war so schön blau, die Luft angenehm warm und die Strasse gar nicht staubig. So ist das Spazieren am schönsten. Um zwei Uhr mussten wir vor der Blumenau versammelt sein. Das ist unser Schulhaus. Es steht auf dem Brühl.

Wer kommt mit?

Alle Mädchen kamen zur rechten Zeit. Hätten wir in die Schule gehen müssen, so wären gewiss manche zu spät gekommen. Diese Unart müssen wir uns noch abgewöhnen. Nur Pauline Ruggli fehlte. Sie hat „böse“ Augen, darum musste sie zu Hause bleiben. Es tat ihr gewiss leid, dass sie nicht mit uns kommen konnte.

Ermahnungen.

Wir standen zu vieren ein. Vor dem Abmarschiren sagte der Lehrer zu uns: „Kinder, wenn ihr heute artig seid, so gehen wir bald wieder spazieren; sonst geht es länger. Ich höre es gerne, wenn ihr hie und da ein schönes Lied singet; aber ich höre es gar nicht gern, wenn die Mädchen streiten.“

Es hat nicht viel genützt.

Kaum hatte der Lehrer das gesprochen, so fragten einige Schülerinnen: „Dürfen wir die ersten sein?“ Andere riefen: „Nein, wir!“ Noch andere schrieen: „Herr Kuoni, wir, wir!“ Er sprach: „Steht ein, wie ihr wollt, aber streitet nicht.“ Das wird ihn nicht gefreut haben. Endlich war alles zum Abmarsch bereit.

Unser Weg.

Wir gingen über den Brühl nach dem Speisertor. Dort kreuzten wir die Linsebühlstrasse und kamen nach der Moosbrücke. Dann stiegen wir eine lange Treppe hinauf durch die Steinachschlucht. Zur linken Hand sahen wir einen Felsen; rechts unten in der Tiefe plätschert ein Bach, welcher Steinach heisst.

Es klappert die Mühle.

Da heisst es bei den „Mühlenen“. Früher standen mehrere Mühlen in der Schlucht; jetzt finden wir nur noch eine, aber eine grosse. Sie gehört dem Herrn Köppel. Daneben steht die Teigwarenfabrik von Herrn Herzig. In dieser macht man Fideli, Nudeln, Hörnli, Sternli, Eiergerste und solche gute Sachen.

Der fleissige Arbeiter.

In der Schlucht stehen auch noch Fabriken und Werkstätten. Alle wollen am Wasser sein, denn dieses muss ihnen wichtige Dienste leisten. Es treibt die Räder; diese treiben dann die Maschinen. Das Wasser ist ein fleissiger und tüchtiger Arbeiter. Es steht beizeiten auf, läuft nicht draus und verlangt keinen Lohn.

Das starke Pferd.

Das Wasser kann aber noch mehr; es kann auch den Wagen ziehen. Es ist ein starkes Pferd, wenn es schon kein Heu und keinen Haber bekommt. Bei der Drahtseilbahn kann man es sehen. Zwei Wagen gehen an einem Drahtseil, der eine aufwärts, der andere abwärts. Den Kessel des obern füllt man mit Wasser, dann zieht er den andern hinauf.

Wohin?

Wir kamen nach Mühleck. Da betraten wir die Strasse, welche nach St. Georgen führt. Wir gingen aber nicht in das Dörfchen, sondern nach der Bitzistrasse. Bald verliessen wir auch diese und benutzten den Fussweg, der sich steil hinaufzieht. Wir gingen aber wieder nicht auf den Freudenberg, sondern nach dem Kapfwald.

Die Aussicht.

Auf der Höhe hat man eine wunderschöne Aussicht. Links unten in dem Tal sieht man die Stadt mit ihren vielen Häusern. Auf dem Rosenberg sieht man das schöne, neue Waisenhaus. Drüber hinaus glänzt der Bodensee im Sonnenschein. Nach der andern Seite erblickt man die Berge, nämlich den Säntis, den Hohenkasten, den Kamor, die Churfirsten und den Speer.

Der See.

Man meint, der See sei ganz nahe; aber er ist zwei Stunden weit weg. Ich wollte, er wäre näher. Das wäre schön. Im See schwimmen die Fische und Fischlein. Ich möchte sie sehen. Ich möchte auch baden und Schifflein fahren. Die grossen Schiffe heisst man Dampfschiffe. Diese fahren von Rorschach nach Bregenz, Lindau, Friedrichshafen und Konstanz.

Die Berge.

Die Berge sind noch weiter weg. Wir hätten etwa acht Stunden zu laufen, bis wir auf dem Säntis wären. Dann könnten wir unser ganzes Land überblicken. Die Aussicht ist grossartig. Darum erhält der Berg gar oft

Besuch. Man geht am liebsten nachts hinauf; dann sieht man den Sonnenaufgang. Es steht sogar ein Gasthof auf dem Berg.

Der Weg ist gesperrt.

Wir wollten also nach dem Kapfwald gehen. Aber plötzlich standen wir vor einem Hag, den der Bauer für sein Vieh gemacht hatte. Wir hätten unten durchschlüpfen müssen. Das wollte der Lehrer nicht. Es war ohnehin schon etwas spät. Wir gingen links hinunter zum nahen Bauernhaus. Da fanden wir einen freien Platz neben einem Wäldchen.

Einkehr.

Auf diesem Platze setzten wir uns, um eine kleine Erfrischung zu nehmen. Jedes Kind hatte etwas mitgenommen. Mir hatte die Mutter ein Stück Brot und ein Ei mitgegeben. Das schmeckte mir gut. Nur der Lehrer hatte nichts bei sich. Ich hätte gerne mit ihm geteilt, aber er hätte wahrscheinlich nichts angenommen.

Ungeladene Gäste.

Auf der Wiese nebenan weideten viele Kühe und Rindlein. Sie kamen bald auch zu uns herüber, schnauften uns stark an und streckten ihre rauhe Zunge heraus. Gewiss hätten sie auch gerne von unserm Brote gehabt. Viele Mädchen fürchteten das vierbeinige Bettelvolk. Des Lehrers Handstock befreite uns von Schrecken und Not.

Noch ein kleiner Gast.

Viele Mädchen assen viel und schwatzten viel. Da ging es lang. Andere waren bald fertig. Womit sollten sie sich die Zeit vertreiben? Sie gingen auf Entdeckungen aus. Bald rief Rosa Dietrich: „Herr Kuoni, ich habe ein junges Eidechslein gefangen!“ Alle liefen zu ihr hin. Auch der Lehrer kam und sprach sogleich: „Das ist ein Mölchlein.“

Das Männlein ohne Hut.

Es war ein nettes, ein herziges Tierchen. Es trug eine gelblich-rote Weste und einen gleichen Schurz. Im übrigen war es fein schwarz gekleidet wie ein junger Herr in der Stadt. Nur das Hütlein fehlte. So spazierte das kleine Männlein auf Rosas Hand hin und her, auf und ab. Das machte uns allen viel Vergnügen, denn ein so lustiges Ding sieht man nicht alle Tage.

Es ist auch geduldig.

Das stolze Pferd hätte mit aller Kraft ausgeschlagen. Der Stier hätte mit seinen Hörnern gestossen. Der Hund hätte gebissen, das Kätzchen geschneuzt und gekratzt. Sogar das kleine Bienlein hätte sich gewehrt. Wir selber hätten geweint und der Mutter gerufen. Aber das kleine Mölchlein blieb ganz geduldig und getrost. Es hatte auch recht, denn es geschah ihm ja nichts.

Wie alt ist es?

Das Mölchlein ist ein Jahr alt. Vor zwölf Monaten lag es noch als ein Eilein auf einem Blatt dort unten im Wassergraben. Bald ist es ausgeschlüpft. Es hatte einen Kopf, einen Leib, vier Füsschen und ein Schwänzchen, wie jetzt; aber es atmete noch durch Kiemen, darum konnte es nur im Wasser leben. Wäre das Bächlein ausgetrocknet, so hätte das Mölchlein mit all seinen kleinen Brüdern und Schwestern sterben müssen.

Es lebt in Freuden.

Im Lauf des Sommers bekam das Mölchlein eine Lunge zum Atmen. Jetzt konnte es aufs Land spazieren gehen und Insekten, Spinnen, Würmer und Schnecken fangen. Aber dem Sonnenschein wich es aus, denn dieser ist ihm lästig und kann es sogar zu Tode brennen. Oft schlich es zum Wasser zurück und naschte von den Eierchen der Fische und Frösche. Es ist ein rechtes Schleckmäulchen. Seit es eine Lunge hat, kann es auch singen.

Wintersorgen.

Bald aber kam der Herbst. Auf der Wiese lag der eisige Reif. Das Mölchlein fror gar sehr. Es fand auch keine Nahrung mehr. Es verkroch sich unter einen Stein oder Baumstrunk. Da schlief es den langen, langen Winter hindurch. Die Weihnachtsglocken grüssten es nicht, und das Christkind kam nicht zu ihm. Das arme Mölchlein! Vielleicht aber hatte es doch einen süssen Traum, und als es aufwachte, war der schöne Frühling da.

Heimkehr.

Rosa Dietrich setzte das Tierchen wieder an seinen Ort. Es hatte seine Vorstellung gut zu Ende geführt. Wir stellten uns zum Spielen ein, aber der Platz war uneben und darum nicht günstig. Wir spielten nur kurze Zeit und rüsteten uns dann zur Heimkehr. Als alles bereit und abgezählt war, gingen wir durch den Wald nach Dreilinden hinunter und weiter nach der Speicherstrasse. Dort nahmen wir Abschied von unserm Lehrer. Um halb fünf Uhr war ich zu Hause.

Wieder zu Hause.

Die Mutter fragte: „So, bist du schon da? Ist es schön gewesen?“ Ich antwortete: „Ja, Mutter, das war flott.“ Ich erzählte der Mutter nachher gar viel und vergass dabei namentlich das Mölchlein nicht. Sie meinte, wir hätten es mitnehmen sollen. Sie sagte das aber nur im Scherz, denn sie lachte dazu. Unterdessen war der Kaffee fertig geworden, und wir setzten uns zu Tische. Alles schmeckte uns vortrefflich.

* * *

Es ist aber nun auch an der Zeit, dass wir uns fragen, ob durch einen Unterricht, der in der angedeuteten Weise erteilt wird, das Kind wirklich bedeutend mehr gewinnt, und ob der Erfolg der aufgewendeten

Mühe entspricht? Die Antwort darf kein herzhaftes Ja sein, denn Wunder wirkt man auch auf diese Weise nicht; das Kind ist und bleibt Kind und wird mit dem besten Eifer und mit dem redlichsten Willen nur Unvollkommenes leisten, die Grenzen sind gesteckt, die man nicht oder dann nicht ungestraft überschreiten kann. Das bedenke man wohl. Immerhin glaube ich, seit ich in der angedeuteten Weise verfahre, mehr Lust und Eifer beim Kinde zu beobachten, für jeden Fall aber bin ich selber mit viel grösserer Lust dabei. Die grösste Annehmlichkeit aber ist für mich die, dass ich seit der Zeit nicht mehr nach Baumaterial ausgehen muss, da mir dasselbe in reichster Auswahl zur Verfügung steht. Die Schrift allerdings — und da komme ich auf ein gemachtes Versprechen zurück — die Schrift gewinnt bei grammatikalischen Übungen, wie ich sie anfangs gemacht, etwas mehr; denn bei Aufsätzchen, wie die nachstehenden sind, läuft dem Schüler die Feder lieber draus, er eilt mehr und beschäftigt sich lebhafter mit dem Inhalt; aber an Anregungen jeder Art und an Sprachvermögen gewinnt der Schüler mehr, und das möchte die Nachteile überwiegen. Was ich übrigens hier biete, sind ebenfalls nur Anregungen. So kann man's machen, aber man muss nicht; es führen ja viele Wege nach Rom und anderswohin. Du magst es mit deinen Schülern treiben, wie du willst, wenn du nur selber dabei ein Tätiger, ja ein Suchender bleibst; wo du dich aber Jahr für Jahr in den gleichen Geleisen bewegst, da läufst du in einer hohlen Gasse und bist in Gefahr, der Aussicht ins Weite mehr und mehr verlustig zu gehen. Was du innert deiner Marken ausheckst, braucht nicht von weltbewegender Wichtigkeit zu sein; wenn es dich nur davor bewahrt, im Unterricht zur Schablone zu werden, so hast du damit genug getan.